

Renaissance des Kommunismus?

Zur Ideengeschichte der „Achtundsechziger“

Wir leben in einer seltsamen Zeit. Am 5. Mai 2018 jährte sich der Geburtstag von Karl Marx zum 200. Mal, und die Medien spiegeln seine Aktualität. Es scheint, als erlebe Marx ein Remake. Die Visionen des Staatsdenkers scheinen in Zeiten, in denen die Wohlstandsgarantie nicht mehr selbstverständlich ist, eine bessere Zukunft zu suggerieren.

So dachten schon die „Achtundsechziger“ und schwelgten in der Hoffnung, dass mit Marx doch eigentlich eine bessere Welt in den Blick genommen werden könnte. War er nicht ein Humanist, der zumindest implizit ein Befreiungsprogramm transportierte? Wer wollte der klassenlosen Gesellschaft – heute als naiv beurteilt, aber in der Zeit massiver sozialer Gegensätze im 19. Jahrhundert ein faszinierendes Versprechen – oder der Aufhebung von Entfremdungserscheinungen in der gesellschaftlichen Entwicklung etwas entgegensetzen?

Hinzu kommen die sprachgewaltige Rhetorik und noch mehr die eschatologischen – ja heilsgeschichtlichen – Versprechen, also die soziale Erlösung von den Übeln der Gegenwart. Die Versprechen reichen viel weiter. Sie wurden nämlich nicht nur aus kurzzeitig wirksamer gesellschaftskritischer Perspektive und Absicht geäußert, sondern viel weitreichender und herausfordernder formuliert. Gegeben wurde das Versprechen, dass der ganze Geschichtsverlauf ohnehin so kommen wird, wie Marx und Friedrich Engels es aus der Geschichte abgeleitet und prognostiziert haben. Schon von daher, angesichts dieser geschichtsphilosophischen Perspektive, müssen widerstreitende Strukturen überwunden werden, und sie sind auch überwindbar: nämlich die Bourgeoisie im Allgemeinen und das Privateigentum

an Produktionsmitteln im Besonderen – Marx sozusagen auf allen Kanälen.

Insofern dürfen wir uns nicht wundern, wenn sich studentische „Massen“ – trotz ihres Minderheitenstatus in der Gesamtgesellschaft – ab Mitte der 1960er-Jahre entsprechend mobilisiert, motiviert und meinungsstark angesprochen – für Marx erwärmen. Und es gab ja mehr oder weniger subkutane promarxistische Vorläufer, wenn auch nicht agitatorisch, sondern eher akademisch auftretende. Am prominentesten ist sicherlich das Institut für Sozialforschung (IfS) an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main und dessen Reflektieren über eine gesellschaftskritische Theorie, die die Verblendungszusammenhänge einer spätkapitalistischen Gesellschaft hinterfragt und kulturindustrielle Zumutungen dekuviert.

Oder anders definiert, wurde die „Kritische Theorie“, dargestellt von Hermann Lübbe, im Jargon des Philosophen ausgedrückt: „Marxismus als reflexionskulturelles Medium der Kritik vermeintlich unbefreiter kultureller und gesellschaftlicher Praxis im real existierenden Kapitalismus“¹ oder wenig später, noch ironischer formuliert, einen Abgesang auf die „Kritische Theorie“ liefernd: Die Studierenden hätten nicht gemerkt, dass diese Theorie „ihrem definitiven Scheitern voraus war – als das zur Philosophie gewordene unglückliche Bewusstsein der intellektuellen Linken in der Vorahnung ihres Scheiterns“.² Wir erkennen an diesen süffisanten Texten, dass es damals wie später auch vehemente Kritikerinnen und Kritiker der 68er-Bewegung gab.³

Dennoch war mit Marx, bei allem Respekt für ihn, allein mit den Studierenden keine Revolte zu machen. Der Shake, die spezifische Mischung ist es, dieser Mix aus verschiedenen ideenpolitischen

1 Hermann Lübbe, Freiheit statt Emanzipationszwang. Die liberalen Traditionen und das Ende der marxistischen Illusionen, Zürich 1991, S. 108.

2 Ebenda, S. 111.

3 Vgl. Pascal Bruckner, Der letzte Fieberschub. Im Mai 1968 bäumte sich das linke Dogma nochmals auf – bevor ein neues Zeitalter begann, in: Neue Zürcher Zeitung vom 21. 4. 2018, S. 27.

Zutaten, der zum Kick-off der Kulturrevolte führte. Darauf kam es an. Demnach interessiert uns natürlich diese spezifische Komposition, und hier ist klar, dass die bizarre Renaissance des Kommunismus nicht pur, also im Kontext des Kommunismus allein, genießbar war – zumal es damals auf hedonistische Momente ankam, wenn vom „Genießen“ die Rede war. Deshalb ist die damalige Renaissance des Kommunismus oder sind neomarxistische Gesellschaftsanalysen zum Beispiel ohne Herbert Marcuse undenkbar: „Die Revolte gegen den Spätkapitalismus tendiert zu einer Totalisierung der ökonomisch-politischen Forderungen, zu einer gründlichen Umwertung der Werte: ihr Ziel wäre die Entwicklung des Sozialismus als Fortschritt von der entfremdeten zur schöpferischen Arbeit, von der Naturbeherrschung zur Kooperation, von der Repression zur Emanzipation der Sinne, von der ausbeutenden zur solidarischen Vernunft. Aufgabe der Theorie wäre es, diese Möglichkeiten von ihrem utopischen Schleier zu befreien und sie als mögliche Praxis zu definieren“,⁴ so Herbert Marcuse in seinen „Zeit-Messungen“. Wie sehr ein westdeutsches Verlagswesen die Neue Linke förderte, wäre ein eigenes Thema. Jedenfalls gab es enorm viele Kommunikationsmöglichkeiten und Plattformen zum Austausch eines intellektuellen Gedankengutes, das heute bestenfalls antiquarischen Wert besitzt. Das soll nicht heißen, dass kein nostalgisches Potenzial mehr bestünde.

Marcuses Buch „Der eindimensionale Mensch“ wurde als modernisierter Marxismus angesehen, der deshalb, so Gerd Langguth, im Kontrast zum dogmatischen Kommunismus stehe, weil er die Lebensverhältnisse unter dem Kapitalismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschreibe. „Marcuses Argumentation basiert auf der These, dass die Wirklichkeit des industriellen Reproduktionsprozesses heute eine fortgeschrittene Stufe der Entfremdung heraus-

4 Herbert Marcuse, *Zeit-Messungen*, Frankfurt a. M. 1975, S. 31; vgl. hierzu auch weiterführend seinen Aufsatz aus dem Jahr 1937: *Philosophie und kritische Theorie*, in: ders., *Kultur und Gesellschaft I*, 11. Aufl., Frankfurt a. M. 1973, S. 102–127.

bildet. Der entfremdete Mensch identifiziert sich mit seiner eigenen und der gesellschaftlichen Entfremdung, weshalb er diesen so entfremdeten Menschen als ‚eindimensional‘ bezeichnet, der also nur in der einen Dimension existiert, die ‚überall‘ ist und in allen Lebensformen (Arbeit, Sprache, Kunst, Wissenschaft, Sexualität) auftritt“,⁵ so Gerd Langguth in seinem Buch „Mythos ’68“. Langguth hat sich in verschiedenen Schriften mit dieser Protestbewegung befasst.

Es war jedenfalls keine sowjethörige Kommunistische Partei, die Ende der 1960er-Jahre reüssierte, sondern eine diffuse Mischung aus gegen das Establishment gerichteten Tendenzen, getragen von einem antiautoritär-anarchisch-libertären Impetus heraus, der zählte. „Befreiung“ war das Schlagwort. Befreiungsvokabeln vermischten sich dabei mit einem neu-linken Neomarxismus⁶ fern der altbackenen kommunistisch-ideologischen Fixierungen. Die „Befreiung“ war nicht nur auf die „Dritte Welt“ bezogen, sondern viel spannender noch auf den interpersonalen Beziehungskomplex, das heißt auf die Revolutionierung der sexuellen Beziehungen. Oder die Propagierung der „Befreiung“ war zumindest doch mindestens so interessant wie die Lektüre der denn doch vielleicht sperrigeren Texte aus dem „Kapital“ von Marx. Diese spezielle, sexuelle Thematik kann im Shake der Revolte nicht überschätzt werden und änderte beispielsweise auch schnell das Outfit der Akteure. Anfang der 1960er-Jahre sieht man noch viele Krawattenträger, was sich dann aber gibt. Das veränderte aufgeklärte Bewusstsein änderte das Sein – Marx hin oder her.

- 5 Gerd Langguth, *Mythos ’68. Die Gewaltphilosophie von Rudi Dutschke – Ursachen und Folgen der Studentenbewegung*, München 2001, S. 32.
- 6 Vgl. Ernst Nolte, *Deutschland und der Kalte Krieg*, München 1974, S. 536–551; vgl. hierzu auch Peter Birke/Bernd Hüttner/Gottfried Oly (Hrsg.), *Alte Linke – Neue Linke? Die sozialen Kämpfe der 68er Jahre in der Diskussion* (Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Bd. 57), Berlin 2009 (mit lesenswerten Beiträgen u. a. von Angelika Ebbinghaus, Christian Frings, Kristina Schulz und Gerhard Hanloser); vgl. auch den Beitrag von Jürgen Große, *Radikaler Konformismus. 1968 und das Glück der Erben – eine Bilanz aus ostdeutscher Sicht*, in: *Neues Deutschland* vom 12. 5. 2018, S. 23.

Apropos sexuelle Revolution: Eine sicherlich stark übertriebene Rolle und im Uschi-Obermaier-Show-Programm auch im Rückblick als eine Art Attitüde von „Fantasie an die Macht“ – gleichwohl von wegen „Renaissance des Kommunismus“ – spielte das Vorbild der Kommunismus-affinen utopischen Kommune. Beispielhaft hierfür waren etwa die Pariser Kommune oder, damals aktueller, die Volkskommune im China der militanten Roten Garden. Der Maoismus gehörte folglich bereits zum Arsenal. Utopisch-sozialistische Vorstellungen spielten eine größere Rolle – Marx, Engels und Lenin auf den Straßen hin oder her. Es kam ja nicht auf die Machteroberung an, sondern viel mehr auf eine neue Lebens- und alternative Kultur Erfahrung, die auch gleich praktiziert werden sollte. Der autoritäre Charakter und die dazugehörige repressive Familie der bürgerlichen Gesellschaft wurden durch alternative Lebensformen voluntativ und spontan zu transformieren gesucht. Solcherart subversiv-aktiv wurden auch gleich die Kindergartenwelt und das reaktionäre Erziehungssystem mit antiautoritären – eigentlich nicht zur Arbeiterklasse passenden – Erziehungspraxen beglückt. „Kunzelmann propagierte nichts weniger als die Außerkraftsetzung aller konventionellen sozialen Beziehungen. Sein Programm der Entwurzelung gefiel sich als Aufruf zur persönlichen Selbstbefreiung. In Wirklichkeit jedoch war es die radikale Abkehr von der Welt der bürgerlichen Kleinfamilie. Die Kehrseite bestand darin, dass – wie sich später noch auf drastische Weise zeigen sollte – die aus ihrem sozialen Netz isolierten und von all ihren Sicherheitsbedürfnissen abgelösten Einzelnen zugleich die geeignetsten Objekte einer neuen Unfreiheit werden konnten, Objekte von Manipulation, Domestizierung und Gehirnwäsche durch einen selbst ernannten Gruppen-Guru“,⁷ schreibt Wolfgang Kraushaar.

Wir müssen also erkennen, dass libidinöse und anarchische Momente ideengeschichtlich eine wichtige Rolle spielen – ohne sie überbewerten zu wollen. Auch feministische Geltungsansprüche

7 Wolfgang Kraushaar, 1968. 100 Seiten, Stuttgart 2018, S. 31.

wurden zur Überraschung mancher männlichen Matadore von damals erhoben. Dennoch, die „Renaissance des Kommunismus“, die damals mit Bekennerattitüde auf Plakaten durch die Straßen West-Deutschlands und West-Berlins getragen wurde, war außer Rosa Luxemburg männlich geprägt. Diese Männer waren beinharte Vertreter des etablierten Kommunismus. Auch Che Guevara, laut Jean-Paul Sartre der „vollkommenste Mensch“, war ein Massenmörder,⁸ nicht nur die anderen Galionsfiguren totalitärer Provenienz wie Hồ Chí Minh, Mao Tse-tung, Fidel Castro, Leo Trotzki oder Wladimir Iljitsch Lenin⁹ und eben auch die totalitäre Inkarnationsfigur Josef Stalin,¹⁰ der in Berlin und Deutschland die Teilung einer ganzen Nation zu verantworten hatte – neben allen weiteren Verbrechen ohnehin. Was ist das für eine Bewegung, die solchen Figuren einen Heiligenschein angedeihen ließ? Im Rückblick eher peinlich.

Aber die „Achtundsechziger“ werden eben nicht auf diese – ihre eigene – Fehlprogrammierung fixiert oder reduziert. Vom Kommunismus allein wollte man nicht leben. In Prag 1968 wollten die Menschen auch nicht vom Kommunismus pur leben, allenfalls von einem reformierten, aber diese ähnliche Intention wurde blutig niedergeschlagen, und zwar von panzerkommunistischen Truppen der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (UdSSR).¹¹

8 Hierzu „Einer der größten Stalinisten der Weltgeschichte“, so übereinstimmend Claus Leggewie und Daniel Cohn-Bendit in dem gemeinsamen Interview „Was aus dem Mai 1968 für heute folgt“ im Deutschlandfunk vom 15. 4. 2018.

9 Vgl. Gerd Koenen, Nicht die Spur einer Utopie, in: DIE ZEIT vom 19. 10. 2017, S. 22.

10 Vgl. Claudia Schwartz, Was von Stalin hängen blieb, in: Neue Zürcher Zeitung vom 7. 5. 2018, S. 22 (Ausstellung in Hohenschönhausen); vgl. hierzu auch den visualisierten Zusammenhang von Stalin und Marx unter folgendem Link: www.facebook.com/photo.php?fbid=231549347399070&set=a.110594796161193.1073741828.100016320197874&type=3 [4. 6. 2018].

11 Vgl. György Dalos, 1968 in Osteuropa: Hoffnungen und Enttäuschungen, Erfurt 2018.

Ich hatte schon den Mix einer Kulturrevolte erwähnt. Im Unterschied zur aggressiveren Kulturrevolution in China war der Spaßfaktor 1968 unübersehbar, der Provo-Effekt in der westlichen Variante fiel auf. Die Kulturrevolte im Westen – in Paris im Mai 1968 heftiger, in West-Berlin und in Frankfurt am Main länger anhaltend – hatte kein Potenzial, die politisch-staatliche Ordnung zu verändern. Die Demokratie blieb bestehen. Im kommunistischen China dagegen hatte die Kulturrevolution das Potenzial eines Staatsstreichs und vernichtete Menschenleben.

Gleichwohl gab es neben dem gesellschaftlichen Klamauk aus der Welt von Fritz Teufel und Rainer Langhans auch Ernst: Antikriegsaspekte wurden in Bezug auf Vietnam zugleich zugunsten des kommunistischen Vietcongs entwickelt, und man verschrieb sich der Vergangenheitsbewältigung des Nationalsozialismus.¹² Es ist jedoch eine zum Teil bis heute geglaubte Attitüde, dass es hierzu der „Achtundsechziger“ bedurft hätte. Auch die praktizierte repressive Toleranz gegen rechts, also gegen die liberale, parlamentarische Demokratie, war ernst gemeint. Gewalt lag in der Luft, und manchmal deutlich mehr als das.

Ideengeschichtlich – aber auch sozial- und kulturgeschichtlich – betrachtet, muss das kurze Jahr 1968¹³ im Kontext des langen

12 Hierzu „Der Antifaschismus der Studentenbewegung war nicht eine moralisch-kritische Aneignung vermeintlich verdrängter Väter-Vergangenheit; er war ein Medium ideologiepolitischer Delegitimierung des Systems der Bundesrepublik durch Erhebung des fortdauernden Kapitalismus zum wichtigsten Faktor in den Voraussetzungen des Faschismus.“ Hermann Lübke, Freiheit statt Emanzipationszwang. Die liberalen Traditionen und das Ende der marxistischen Illusionen, Zürich 1991, S. 116; vgl. hierzu auch die heftige Kritik der „Selbstvermarkter“ von Tilman Krause, Die 68er haben rein gar nichts erfunden, in: DIE WELT vom 15. 2. 2018, S. 21.

13 Vgl. den Literaturbericht von Philipp Gassert, Das kurze „1968“ zwischen Geschichtswissenschaft und Erinnerungskultur: Neuere Forschungen zur Protestgeschichte der 1960er-Jahre, in: H-Soz-Kult vom 30. 4. 2010, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2010-04-001> [4. 6. 2018]; vgl. auch Detlef Siegfried, 1968: Protest, Revolte, Gegenkultur, Ditzingen 2018.

Zeitraums, sagen wir von 1958 bis 1973,¹⁴ gesehen werden. Warum? Weil man den vielen gesellschaftlichen Umbrüchen, die sich in diesem größeren Zeitraum ereignet haben, gerecht werden muss. Jenseits und weit vor den kleinen studentischen Milieus war die Gesellschaft im Fluss, was zeitgeschichtlich gesehen die Kultivierung von 1968 notwendigerweise stark relativiert beziehungsweise historisiert. Dennoch hat es durch die „Achtundsechziger“ sicherlich einen gewissen Beschleunigungsfaktor gegeben – einen antiautoritären Deklassierungseffekt gegenüber altbackenen Hierarchiebedürfnissen, die einfach abgeräumt werden mussten – klar.

Aber der antiautoritäre Gestus entwickelte sich seinerseits zu einem mehr als unangenehmen autoritär-repressiven Vorgehen. Beispielsweise wurden Saalmikrofone entrissen, gewaltaffine Sit-ins und ähnliche voluntative Vorgehensweisen praktiziert, die von einem Geist zeugten, der dann doch wieder aus der kommunistischen Agitationspraxis bekannt war. Nicht von ungefähr taucht ausgerechnet bei Jürgen Habermas, der mit der Kritischen Theorie zumindest in Verbindung zu bringen ist, der Vorwurf des Linksfaschismus auf. Habermas sagte damals: „Herr Dutschke hat als konkreten Vorschlag, wie ich zu meinem Erstaunen nachher festgestellt habe, nur vorgetragen, dass ein Sitzstreik stattfinden soll, das ist eine Demonstration mit gewaltlosen Mitteln. Ich frage mich, warum nennt er das nicht so, warum braucht er eine Dreiviertelstunde, um eine voluntaristische Ideologie hier zu entwickeln. Ich bin der Meinung, er hat eine voluntaristische Ideologie hier entwickelt, die man im Jahr 1848 utopischen Sozialismus genannt hat, und der unter heutigen Umständen, jedenfalls ich glaube, Gründe zu haben, diese Terminologie vorzuschlagen, linken

14 Gerd Koenen wählte bekanntlich auch einen längeren Zeitraum aus, spezifisch zum sozialistischen Moment passend, vgl. ders., *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977*, Köln 2001; in seinem jüngsten Werk kommt 1968 schier gar nicht mehr vor, vgl. ders., *Die Farbe Rot. Ursprünge und Geschichte des Kommunismus*, München 2017, S. 1029 f.

Faschismus nennen muss. Es sei denn, dass Herr Dutschke aus dem, was er an Überbau hier entwickelt hat, praktisch keine Konsequenzen zu ziehen wünscht. Das hätte ich gerne geklärt. Ich hätte gerne geklärt, ob er nun willentlich die manifeste Gewalt herausfordert nach dem kalkulierten Mechanismus, der in diese Gewalt eingebaut ist, und zwar so, dass er das Risiko von Menschenverletzungen, um sich vorsichtig auszudrücken, absichtlich einschließt oder nicht.“¹⁵

Den Vorwurf des Linksfaschismus und meine Aufgabe, die Renaissance des Kommunismus zu skizzieren, zusammenzubringen, bedeutet einen weiten Bogen im ideologischen Spektrum ziehen zu müssen. Aber das ist die real existierende Lage im Rückblick. Das heißt 1968 schillert einfach in vielen Farben. Hier ist auch Dutschke selbst heranzuziehen, dessen Verhältnis zur Gewalt untersuchungswürdig ist, da er sich gleichzeitig auch zur nationalen Frage aufschlussreich vernehmen ließ, etwa in der Zeitschrift „das da – Monatsmagazin für Kultur und Politik“ (auch dasda/avanti).¹⁶

Das kommunistische Erbe der Bewegung trat dann damals nach 1968 in den 1970er-Jahren massiv organisatorisch zutage. Das heißt, die diversen Sekten entfalteten ihre militanten Energien, und die Universitäten litten unter dem Wiederaufleben des kommunistischen

15 Zit. nach Langguth, Mythos '68, S. 83 f.; vgl. demgegenüber den Nachruf „Ein wahrhaftiger Sozialist“ von Habermas auf Dutschke in: DIE ZEIT vom 4. 1. 1980, nachgedruckt in: Gretchen Dutschke-Klotz/Helmut Gollwitzer/Jürgen Miermeister, Rudi Dutschke. Mein langer Marsch durch die Institutionen. Reden, Schriften und Tagebücher aus zwanzig Jahren, 3. Aufl., Reinbek 1981, S. 256–258.

16 Vgl. Tilman Fichter/Siegward Lönnendonker, Dutschkes Deutschland. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund, die nationale Frage und die DDR-Kritik von links, Essen 2011; Matthias Stangel, Die Neue Linke und die nationale Frage. Deutschlandpolitische Konzeptionen und Tendenzen in der Außerparlamentarischen Opposition (APO), Baden-Baden 2013; vgl. hierzu auch das damals viel beachtete, aber dennoch als Geheimtipp gehandelte Werk: Peter Brandt/Herbert Ammon, Die Linke und die nationale Frage. Dokumente zur deutschen Einheit seit 1945, Reinbek 1985.

Sektenwesens, das auch rein gar nichts zum Fortschritt der gesellschaftlichen Entwicklung – 1968 wird ja immer wieder als Fortschritt angesehen – beigetragen hat. Manchen Figuren von damals ist der Rechtsschwenk, also der in die Mitte der Gesellschaft, im sogenannten Marsch durch die Institutionen gelungen, viele andere sind aber zu traurigen Gestalten geworden oder wie beispielsweise Rainer Langhans zu Fossilien einer längst gescheiterten Bewegung.

Abschließend möchte ich noch folgende Frage stellen: Welche Bedeutung hatte die Renaissance kryptokommunistischer Tendenzen in den späten 1960er-Jahren für die politische Kultur West-Deutschlands? Um es ganz deutlich zu sagen: Der Neomarxismus an den Universitäten, jedenfalls im Bereich der Geisteswissenschaften, war kein Ruhmesblatt der linken Intelligenz. Politisch-kulturell wurden Neomarxismen durch ihren dann doch dominanten Dogmatismus bald unerträglich, zumal das transportierte Analysearsenal in der Substanz – damit sind wir wieder bei Marx angekommen, Marx-Geburtstag oder nicht – verzichtbar ist. Die damaligen Heldentaten¹⁷ einer sich selbst so sehenden Anti-Establishment-Bewegung – Vertreter der damaligen Zeit wie Joschka Fischer oder Daniel Cohn-Bendit schwelgen gelegentlich nach wie vor altväterlich in diesen heroischen Zeiten – sind damals wie heute in den sogenannten alternativen Zeiten für sich genommen kein Verdienst, keine Leistung.

Ich möchte noch Folgendes festhalten: Die uralte kommunistische Idee – gewaltaffin in der Umsetzung –, nämlich diejenige Idee vom zu schaffenden „neuen Menschen“,¹⁸ hat sich 1968 nicht zugetragen – Kommunen hin oder her. So gesehen ist 1968, zumindest in diesem Punkt, eine Misserfolgsgeschichte geworden. Aber es gibt natürlich

17 Vgl. Tilman Mayer, Wider das Heldentum der 68er, in: Zeitschrift für Politikwissenschaft 28 (2018) 1, S. 81–85.

18 Vgl. ders., Den „neuen Menschen“ schaffen. Die ideologische Grundlage der kommunistischen Herrschaft, in: Andreas H. Apelt/Robert Grünbaum/Martin Gutzeit, Schöner Schein und Wirklichkeit. Die SED-Diktatur zwischen Repression, Anpassung und Widerstand, Berlin 2013, S. 53–64.

auch heute noch politisch Interessierte, die in die Glut des Protests blasen und hoffen, dass ein Feuer entsteht, dass sich aus der antikapitalistischen Haltung doch wieder etwas machen lässt.¹⁹ Noch lässt sich der Funke nicht übertragen.

19 Vgl. hierzu auch Lars Geiges, *Occupy in Deutschland. Die Protestbewegung und ihre Akteure*, Bielefeld 2014.